

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

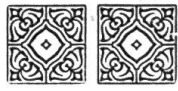
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schweiz. Grenzwaſche auf dem Monte Tamaro.

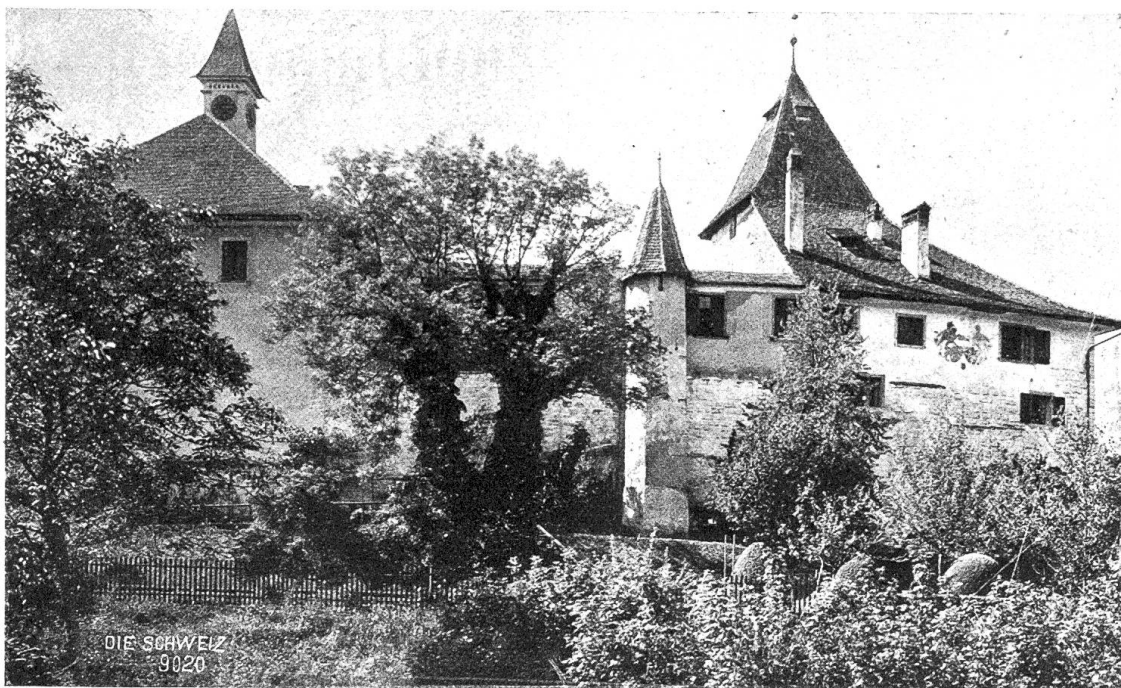
Politische Uebersicht.

Zürich, 7. November 1916.

Zwei Ereignisse heben sich aus den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit heraus: der Mord an dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh am 21. Oktober und die Proklamation des Königreichs Polen am 5. November. Ein tüchtiger junger Gelehrter und bei seinen Freunden und Bekannten — auch in Zürich — als nobler Charakter geschätzter Mensch, Dr. Friedrich Adler, hat den leitenden Staatsmann der österreichischen Monarchie kaltblütig niedergeschossen und damit sich selber an den Galgen geliefert. Man steht vor einem düstern Rätsel; denn auch die eigenen Parteigenossen verstehen die Tat Adlers nicht. Alle Welt ist darüber einig, daß der Getötete — wenn von „Schuldigen“ am Weltkrieg im Sinne Adlers gesprochen werden soll — zu den hervorragendsten der verantwortlichen Persönlichkeiten nicht gehörte, obwohl sein Name unter dem Ultimatum an Serbien stand. Die kalte Gleichgültigkeit, mit der sein Verschwinden vom politischen Schauplatz von den herrschenden Parteien hingenommen wurde, vermehrt noch den Eindruck, daß der Verstorbene keine Lücke hinterließ. Umso unverständlicher sind die Motive des sozialdemokratischen Atten-

täters. In dem schauervollen Drama des Weltkrieges hat sich auf einer Nebenbühne eine einzelne Szene abgespielt, die in keinem vernünftigen Zusammenhang mit dem Gang der Handlung zu stehen scheint. Nicht einmal eine rechte Entrüstung über das anarchistische Verbrechen vermag aufzukommen angesichts der allgemeinen Anarchie, die Millionen Unschuldiger hinschlachtet für einen Zweck, dem noch niemand einen vernünftigen Sinn zu geben wußte. An die Stelle Stürgkhs ist Herr von Körber getreten; Dr. Friedrich Adler jedoch wird von seiner Partei als wahnsinnig erklärt. Im Vergleich zu seinem Los ist das seines Opfers beneidenswert.

Am Sonntag 5. November ist in Warschau und Lublin, den Residenzen des deutschen und des österreichischen Gouverneurs in dem eroberten Kongreßpolen, die Errichtung eines „freien, selbständigen, unabhängigen“ Königreichs Polen mit großer Feierlichkeit verkündet worden. Als künftiger Monarch des neugegründeten Staates ist ein bayrischer Prinz in Aussicht genommen. Eine Menge von Fragen, die im Augenblick gar nicht beantwortet werden können, knüpfen sich an diese Proklamation, die von der Presse der Zentralmächte als weltgeschichtliches Er-



Schloß Kyburg bei Winterthur. Phot. W. Gallas, Zürich.

eignis allerersten Ranges gedeutet wird. Viele denken darüber etwas skeptischer. Zunächst ist festzustellen, daß von einem „freien, selbständigen, unabhängigen Staat“, so, wie wir diese Worte verstehen, selbstverständlich nicht die Rede sein kann; denn es wird ausdrücklich hervorgehoben und ist nach Lage der Dinge gar nicht anders denkbar, als daß ein von Deutschland und Oesterreich geschaffenes autonomes Polen nur „im engern Anschluß an die Zentralmächte“ existieren können und dürfen. Es ist einfach eine Annexion in der mildesten Form, zunächst wohl mit dem Zwecke einer Nutzung der militärischen Kräfte Polens für die Zentralmächte. Die „baldige Schaffung einer eigenen polnischen Armee“ ist denn auch in Warschau gleichzeitig mit der Proklamation des Königreichs in Aussicht gestellt

worden. Nach dem Sinn und Wortlaut der letztern hätte man also als erste Konsequenz zu gewärtigen, daß der neue König von Polen alsbald dem Vierbund beitreten und an die Mächte der Entente den Krieg erklären würde. Das neugeschaffene Polen wird, wenn es nach dem Willen der Zentralmächte geht, ähnlich wie seinerzeit Bulgarien als kriegführende Partei auftreten und sich den Zentralmächten anschließen. Im übrigen bleibt das Königreich Polen auch in seiner neuesten Auflage ein Torso. Um ein lebenskräftiger polnischer Staat zu werden, müßte es auch noch das preußische Polen und das bei dieser Gelegenheit mit der Autonomie unter österreichisch-ungarischer Staatshoheit beglückte Galizien angegliedert erhalten; doch davon ist keine Rede. S. Z.

Der europäische Krieg. Die Rumänen haben für ihre unsinnige Kriegslust schwer zu büßen; das Unglück verfolgt sie auf Schritt und Tritt. Am 3. Oktober haben starke rumänische Streitkräfte einen Donauübergang versucht; ein Teil von ihnen gelangte glücklich ans andere Ufer; aber bevor er durch die nachrückende Artillerie gedeckt werden konnte, zerstörten österreichische Minen, die von Monitoren

ins Wasser gesetzt worden waren, die Pontonbrücke und schnitten damit den Rumänen den Rückzug ab. Ihre Verluste sind sehr schwer. Wenn es in diesem Stil weitergeht, dann ist das Königreich Carols, des Hohenzollernspröhlings, bald nur noch ein historischer Begriff. Noch viel schwerer als der verunglückte Donauübergang traf die Rumänen der Fall des Hafens Constanza, den die Deutschen und

Bulgaren am 23. Oktober erobert haben. Dem aufsehenerregenden Ereignis kommt die Bedeutung einer Katastrophe zu. Die Verbindung Rußlands mit Rumänien zur See ist abgeschnitten, Constanza mit seinen reichen Vorräten eine willkommene Hilfsquelle für den Vierbund. Das Mißgeschick Rumäniens wurde vervollständigt durch den einige Tage später erfolgenden Fall der Donaufestung Cernavoda. Inzwischen haben auch die Oesterreicher sich einer wichtigen Donauinsel bei Rustschuf bemächtigt und sind zum Teil schon aufs rumänische Ufer übergegangen. In konzentrischem Vormarsch werden sich nunmehr die Truppen der Mittelmächte in der Richtung auf Bukarest bewegen, und es scheint der Fall der rumänischen Hauptstadt nur noch eine Frage kurzer Zeit zu sein.

Besser stehen dem Anschein nach die Dinge für die Entente an der Westfront. Zwar die große Offensive an der Somme, bei der die Engländer allein fast eine halbe Million Toter, Verwundeter und Vermißter einbüßten, hat offenbar ihren Zweck verfehlt, wenn auch an einzelnen Stellen die Deutschen zum Weichen gezwungen worden sind. Aber ihre rückwärtigen Stellungen erwiesen sich bald einmal als so ungeheuer stark, daß ein weiteres Vordringen der Alliierten nur mit unverhältnismäßigen Blutopfern erkaufte werden kann. Umgekehrt ist das Verhältnis bei Verdun. Dort ist für die Deutschen ein Durchstoßen ebensowenig möglich wie für die Alliierten an der Somme. Nachdem die Franzosen das vorgeschobene Fort Douaumont zurückerobert und die Deutschen freiwillig nächstlicherweile das Fort Vaux geräumt haben, ist der äußere Fortgürtel von Verdun, wie er vor dem Februar 1916 bestand, wiederhergestellt. In dieser Tatsache liegt eine gewaltige moralische Genugtuung für die Franzosen; wie auch der Schlußausgang des Krieges sein wird, sichert ihnen der Sieg an der Marne, der die deutsche Sturmflut von den Mauern von Paris ablenkte, und

die prächtige Haltung von Verdun die volle Anerkennung ihrer kriegerischen Tugenden und stellt an und für sich schon eine „Revanche“ für das Unglücksjahr 1870 dar. Bei alledem aber schaut der Neutrale immer noch vergeblich aus nach irgend einem Anzeichen des Nachlassens der kriegerischen Raserei und der Bereitschaft zu einem vernünftigen Frieden. Die Reden, die in den vergangenen Wochen von den englischen Ministern Asquith und Gren gehalten worden sind, verraten dieselbe starre Entschlossenheit des Durchhaltens, die die Engländer noch immer im Unglück bewiesen haben und die wohl das schwerste Friedenshindernis bilden wird. Die Deutschen suchen durch einen intensiver geführten Unterseebootkrieg der mangelnden Friedensbereitschaft der Engländer nachzuhelfen. Die flinken Tauchboote räumen in unheimlicher Weise unter den englischen Schiffen auf. 20 Prozent der englischen Handelsflotte können jetzt schon als verloren gelten. Und keine noch so entlegene



Schloß Kyburg bei Winterthur: Der Schloßhof.
Phot. W. Gallas, Zürich.

Küste ist vor den deutschen U-Booten sicher. „U 53“ operierte mit aller Seelenruhe angesichts aufschauender amerikanischer Kriegsschiffe, die keinen Anlaß zum Einschreiten fanden, in der Nähe der amerikanischen Küste und brachte eine ganze Anzahl englischer Frachtschiffe zum Sinken. Auch der vielbegangene Seeweg von Archangelsk her um das Nordkap herum ist nicht mehr sicher, und es „arbeiten“ dort eine Anzahl deutscher Tauchboote mit größter Energie, die hauptsächlich die Norweger zu spüren bekommen. Schon sind über hundert norwegische Schiffe zu-

grundegegangen und die norwegischen Gewässer dermaßen unsicher geworden, daß sich die norwegische Regierung zu einem Verbot des Aufenthalts von fremden Tauchbooten in ihrem Hoheitsgebiet veranlaßt sah. Hierin erblickte wiederum Deutschland eine „neutralitätswidrige Haltung“, und es kam zu einem ziemlich scharfen Notenwechsel, dessen Ergebnis heute noch nicht zu bestimmen ist. Es ist unerhört, was die kleinen neutralen Staaten sich von den nach Krieg hungernden und vom Krieg lebenden Großmächten gefallen lassen müssen. S. Z.

Verschiedenes.

Ankauf der Kyburg. Durch die Presse ging vor einigen Tagen die überraschende Kunde, daß der Regierungsrat des Kantons Zürich beschloß, dem Kantonsrat den Ankauf des Schlosses Kyburg zu empfehlen. Die Kunde war überraschend für die Allgemeinheit, Eingeweihte wußten, daß nach dem Tode des letzten Eigentümers, des Herrn Ed. Bodmer, und im übrigen schon zu dessen Lebzeiten Unterhandlungen den Verkauf der Feste betreffend im Gange waren. Die Stadt Winterthur, an die man sich zuerst gewandt hatte, war leider nicht in der Lage, auch dieses Schloß zu erwerben, und so trat der Kanton in die Lücke. Man wollte vor allem verhindern, daß die Kyburg etwa an einen auswärtigen Besitzer übergehe, die Gefahr war vorhanden. Andererseits stellt die Burg in ihrer wundervollen Lage auf ausichtsreichem Hügelvorsprung ein so eindrucksvolles Bild stolzer, trutziger Ritterherrlichkeit dar, daß der Ankauf schon vom Standpunkt des Heimatschutzes geboten erschien, auf daß dieses Landschaftsbild erhalten bleibe.

Das Schloß Kyburg hat jahrhundertlang, besonders im frühen Mittelalter, eine bedeutende, eine Zeit lang sogar eine führende Stellung in der Nord- und Ostschweiz eingenommen. Es hat eine glänzende Geschichte. Ueber seine Entstehung ist man allerdings nicht genau unterrichtet. Die Volkstradition verlegt seinen Ursprung in die Römerzeit; es scheint aber, daß der mächtige Bergfried, „Römerturm“ genannt, doch erst im elften Jahrhundert in seiner jetzigen Gestalt gebaut wurde. Die ersten Besitzer waren die Grafen von Kyburg, die mit der Zeit ausgedehnte Herrschaften erwarben. 1264 fiel mit dem Tode des kinderlosen Hartmann des Ältern das reiche Erbe der Kyburger an den Neffen Rudolf von Habsburg, und die Kyburg wurde dadurch zum zweiten Stammsitz des habsburgischen Geschlechtes. In diese Zeit fällt der Höhepunkt des Glanzes und der Macht von Kyburg. Nach dem Tode Albrechts indessen blieb die Kyburg mehr und mehr verlassen. Die zunehmende Verschuldung von

Österreich rief einer Verpfändung; nachher ging dieses österreichische Besitztum nacheinander als Pfandschaft in den Besitz der Herren von Bonstetten, von Toggenburg und von Montfort-Bregenz über. Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Kyburg für längere Zeit Eigentum der Stadt Zürich und als solches Verwaltungssitz der zürcherischen Landvögte über die Grafschaft Kyburg. Verschiedene wechselvolle Schicksale waren in dieser Zeit der Kyburg beschieden, bis sie 1835 der polnische Flüchtling Graf Sobanski erwarb, nachdem es vorher nur dank der finanziellen Opfer einiger Privater aus Zürich und Winterthur gelungen war, die Burg vor dem Abbruch zu retten. Aus dem Besitz von Oberstleutnant Pfau aus Winterthur ging dann 1889 das Schloß an Eduard Bodmer, den letzten Besitzer, über, der die Burg verständnisvoll renovierte und sie so ein zweites Mal vor dem Untergang oder der Profanierung rettete.

Der Kaufpreis beträgt 120,000 Franken, was bei der Bedeutung des Kaufobjektes, seiner Größe und des dazu gehörenden Umgeländes nicht viel ist. Dazu kommen aber noch 30,000 Franken, die nötig sind, um historisch-antiquarische Gegenstände den gegenwärtigen Eigentümern abzukaufen und dem Schloß zu erhalten. Was die Ausstattung mit passendem Mobiliar anbelangt, so ist beabsichtigt, an Private zu gelangen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich genug Kunst- und Altertumsfreunde in der näheren und weiteren Umgebung und im Schweizerlande überhaupt finden werden, deren Interesse an der historischen Stätte groß genug ist, um den Erfolg zu sichern. Zwei kompetente Fachmänner, Prof. Dr. Zemp und Dr. Meyer-Rahn, waren der Behörde bei der Auswahl der zu kaufenden Gegenstände behilflich. Man darf volles Vertrauen hegen, daß die Sammlung eine zweck- und zeitentsprechende sein wird. Von den Kaufsbedingungen ist diejenige hervorzuheben, wonach Frau Bodmer, die Ehefrau des verstorbenen Schloßherrn, noch fünf Jahre lang das Wohnrecht ausüben soll, was indessen die Verfügung über das Schloß in

keiner Weise beeinträchtigt. Es soll nach wie vor dem Publikum gegen ein Eintrittsgeld jederzeit zur Besichtigung offen stehen. Zur Reduktion der Betriebskosten gedenkt die Regierung Winterthur und den Bund um Beiträge zu ersuchen. Die Gefühle, die bei den Unterhandlungen der Behörde mitwirkten und die in der regierungsrätlichen Weisung in schönsten Worten zum Ausdruck kommen, ehren die Behörde. Der Ankauf bedeutet eine erfreuliche Tat des Friedens mitten in diesen Kriegswirren. A. H.

□□

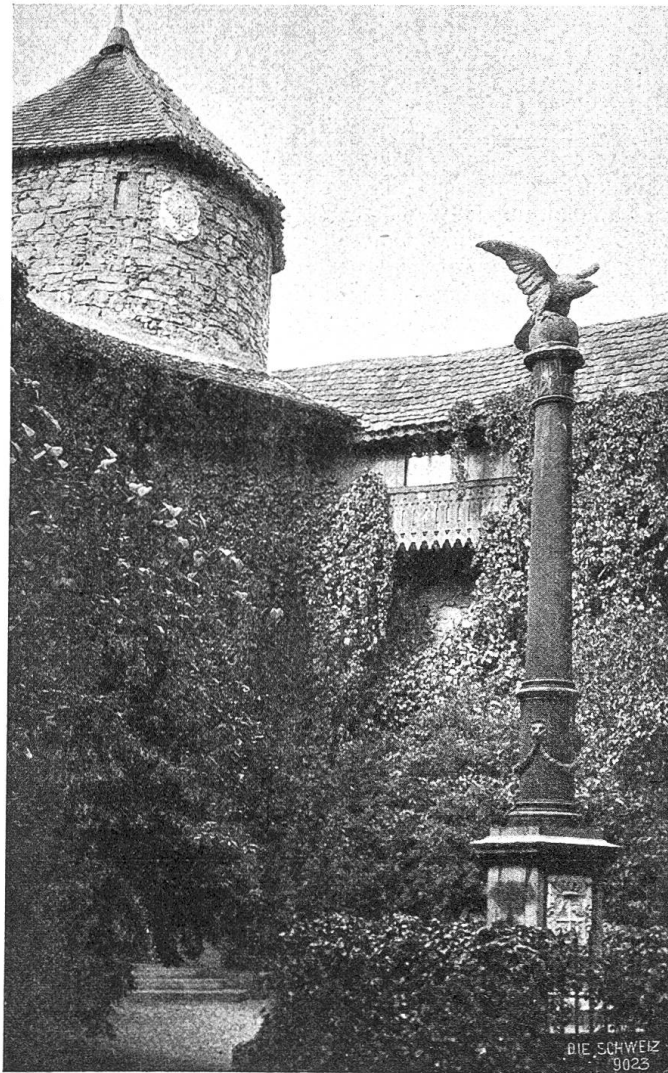
Zum 50jährigen Amtsjubiläum des schweizerischen Oberpostdirektors.

Oberpostdirektor Anton Stäger, geboren am 18. April 1850 in Maienfeld als Sohn des Kreispostdirektors Stäger, darf auf eine beispiellos rasche Karriere zurückblicken. Er trat am 1. Dezember 1866 als Volontär beim Hauptpostamt Lausanne in den Postdienst und war als Postkommis in La Chaux-de-Fonds, Chur, Basel und Genf tätig; auf 1. Oktober 1872 wurde Stäger zum zweiten Sekretär der Kursinspektion bei der Generalpostdirektion gewählt, auf 1. November 1879 rückte er zum Adjunkten und auf 1. Juli 1881 zum Kursinspektor vor. Am 1. Dezember 1892 wurde er zum Chef der Hauptabteilung der Oberpostdirektion ernannt! Seit 1. Januar 1898 versah er das Amt des Oberpostinspektors und zugleich Stellvertreters des Oberpostdirektors. Auf 1. April 1909 wurde Stäger zum Oberpostdirektor befördert. 1879 hat Stäger ein Werkchen über das schweizerische Postwesen zur Zeit der Helvetik als erste Grundlage für eine künftige Postgeschichte der Schweiz herausgegeben. Im Po-

litischen Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft von 1910 erschien auch eine längere Abhandlung von Stäger über das schweizerische Postwesen. Im April 1881, vom Militärdepartement als Feldpostdirektor und Oberstleutnant dem Armeestab zugeteilt, übernahm er die Aufgabe, diesen Dienstzweig zu organisieren. Wenn die schweizerische Feldpost sich heute eines guten Rufes erfreut und unserer Armee gerade jetzt mannigfache Dienste leistet,

so ist das zum großen Teil Stägers Verdienst. Für die Postkongresse in Washington (1897) und in Rom (1906) war Stäger vom Bundesrat als erster Fachdelegierter bezeichnet worden; er hatte als solcher die Vorarbeiten zu den Kongressen zu besorgen, die Anträge bei den Beratungen in erster Linie zu vertreten und die Berichte an den Bundesrat und die Bundesversammlung zu bearbeiten. Am Weltpostkongress in Rom war Stäger Berichterstatter für die dritte Kommission. 1900 war er mit dem damaligen Oberpostdirektor Luz auch Vertreter der schweizerischen Postverwaltung am Jubiläumskongress des Weltpostvereins in Bern. Bei den ausländischen Postverwaltungen ge-

nieht unser Oberpostdirektor ein wohlverdientes Ansehen. In einer postalischen Streitfrage Griechenlands mit den Vereinigten Staaten von Amerika wurde er 1915 um Uebernahme des Schiedsrichteramtes ersucht und ebenso 1916 bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den Niederlanden über Transitkostenvergütungen. Die Organisation für den Austausch der jetzigen umfangreichen Kriegsgefangenenpost fand im Ausland bekanntermaßen überall dankbare An-



Die Polensäule im Hof des Schlosses (Polenmuseum) in Rapperswil. Phot. A. Ryffel, Zürich.

erkenntnis. Als Oberpostinspektor hat Stäger insbesondere auf eine bessere Zusammenfassung der Dienstvorschriften hingewirkt. Der Vorentwurf zu einem einheitlichen Postgesetz vom 25. Februar 1907, der in der Bundesversammlung belobt wurde, stammt ebenfalls von ihm. Zur Vereinfachung des Betriebsdienstes der Postverwaltung und um dem Postpersonal hierzu seine Mitwirkung in ausgedehntem Maße zu ermöglichen, wurde auf den Antrag Stägers 1911 die Postkommission geschaffen. Die Errichtung dieser Fachkommission fand namentlich in den Kreisen des Postpersonals volle Anerkennung. Bei aller Wahrung der Interessen der Postverwaltung war Stäger je und je darauf bedacht, den Bestrebungen der Personalverbände in einsichtiger und wohlwollender Weise nach Möglichkeit entgegenzukommen. Dafür zeugen nicht zuletzt die von ihm ausgegangenen Wohlfahrtsanordnungen für das Postpersonal. Bei der Organisation des Postcheckdienstes hat Stäger erfolgreich mitgewirkt und ebenso bei den Vorarbeiten des im Wurfe liegenden Gesetzes für die Einführung einer Postsparkasse. Seiner Initiative ist sodann auch die Gründung und Eröffnung des schweizerischen Postmuseums im Jahre 1907 zuzuschreiben.

Trotz seiner 50jährigen Dienstzeit steht Oberpostdirektor Stäger in der Vollkraft seiner Jahre, als ein in treuer Pflichterfüllung gestählter, mit allen Einzelheiten des schwierigen Dienstes vertrauter Leiter. Energisch, von freiem, weitem Blick, auch frei von bureaukratischen Allüren, war Stäger immer bestrebt, die finanziellen Interessen der Postverwaltung mit äußerster Gewissenhaftigkeit zu wahren, allen nützlichen Neuerungen in der Verwaltung und im Betrieb Eingang zu verschaffen und die Verkehrsbedürfnisse des Publikums nach Möglichkeit zu befriedigen. Seine zahlreichen Mitarbeiter und Untergebenen verehren in ihm einen vorbildlichen Vorgesetzten. Möge dem

ebenso verdienten wie bescheidenen Jubilar ein froher und ungetrübter Lebensabend beschieden sein!

F. M.

□□

Die körperliche Ausbildung der Schweiz. Armee. Nach den von verschiedenen Verbänden eingelangten Berichten ist die körperliche Ausbildung der Armee ohne Ausnahme von guten Erfolgen begleitet gewesen. Man braucht ja nur unsere von Wind und Wetter abgehärteten Wehrmänner anzusehen, um sich vergewissern zu können, daß die Kraft und Gesundheit der Truppen im Grenzdienst gewachsen ist. Wenn man sie vollends bei der Arbeit sieht und zwischen den heutigen Leistungen und denjenigen in der ersten Zeit nach der Mobilmachung von 1914 den Vergleich zieht, so kann man feststellen, daß durch den systematischen Übungsbetrieb die Marsch- und Gefechtsfähigkeit ganz bedeutend gehoben worden sind. Hier seien nur einige Beispiele erwähnt, die militärischen Rapporten entnommen sind und beliebig vermehrt werden können.

Eine Steigerung der Leistungsfähigkeit ist in erster Linie bei der Bewältigung von Dauermärschen eingetreten. Sind zu Beginn des Grenzdienstes Tagesmärsche von 40 Kilometer mit dem üblichen Stundenhalt als eine besondere Leistung betrachtet worden, so ist heute die Zurücklegung einer Strecke von 60 Kilometer im Tag mit voller Packung nichts Außerordentliches mehr. Eine Infanteriebrigade berichtet, daß ihre Bataillone mehrere Tage hintereinander 50 Kilometer mit voller Packung zurückgelegt haben. Nach drei Biwaknächten in Regen und Schnee hat ein Gebirgsregiment den Weg von Al'Acqua über den Rufenenpaß nach Münster teilweise im Schneesturm in einem Marsch zurückgelegt. Einem verschwindend kleinen Prozentsatz von Fußkranken stand der übrige Teil der Mannschaft gegenüber, der trotz

den Strapazen gesund und frisch das Marschziel erreichte. In allen Verbänden ist die Zahl der Fußkranken stark zurückgegangen. Die in einer Marschstunde zurückgelegte Durchschnittsstrecke im Auszug darf man heute auf 6 bis 6,5 Kilometer ansehen. Erfreuliche Erfolge sind sodann durch fleißige Übungen im Eilmarsch erzielt worden. Von einem Gebirgsregiment wird berichtet, daß es mit Ge-
wehr- und Kriegs-



Oesterreichische Haubitz an der italienischen front.



Das rumänische Königsschloß Peleșch bei Sinaia.

munition, ohne Saß, in ebenem Gelände in einer halben Stunde 5,5 Kilometer zurücklegen gelernt hat. Es ist keine Seltenheit mehr, daß übungsweise Eilmärsche von 30 Kilometer in 5 Stunden, mit Einrechnung der Marschpausen, durchmarschiert werden. Eine Auszögerkompanie meldet sogar, daß sie es dazu gebracht hat, 8,5 Kilometer in 1,9 Stunden zurückzulegen. Eine allgemeine Steigerung der Gefechtsfähigkeit ist sodann in allen Einheiten, namentlich auch in bezug auf die Beweglichkeit und Ausdauer bei Tages- oder Nachtübungen zu verzeichnen. War es früher wegen Mangel an Zeit nicht überall möglich, die Gewandtheit der Truppe im Gefecht auf den gewünschten Grad zu bringen, so ist auch in dieser Beziehung in ganz bedeutendem Maß Wandel geschaffen worden. Heute sieht man fast überall energisch und schnell durchgeführte, kraftvolle Sprünge, rasches Aufstehen und Niederwerfen, eine beachtenswerte Sicherheit in schwierigem Gelände und eine erfreuliche Beweglichkeit der ganzen Verbände. All diese Errungen-

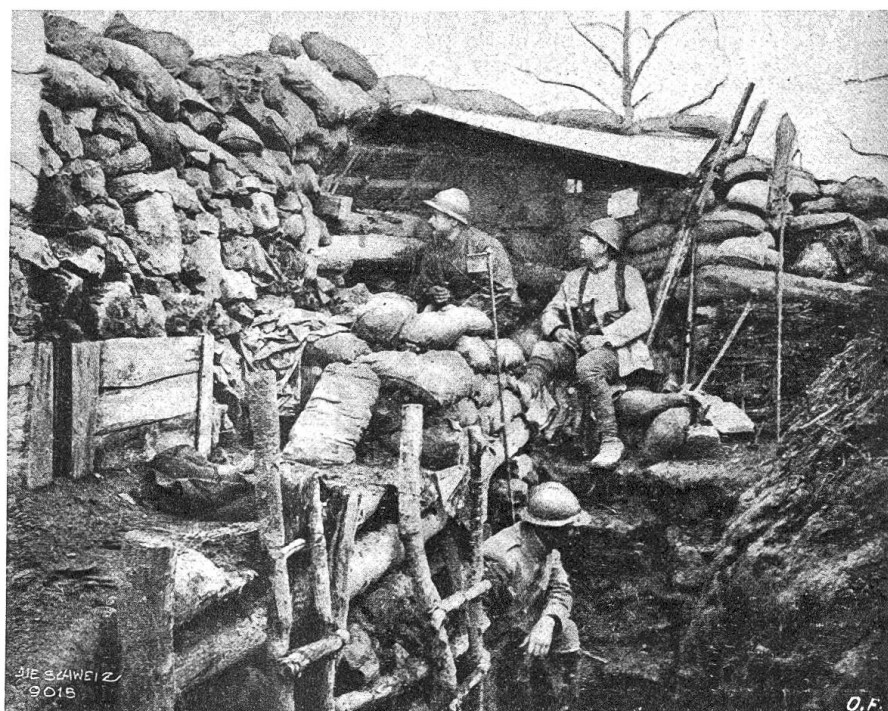
schaften sind natürlich nicht sofort, sondern erst allmählich durch systematisches Training erworben worden. Sie haben die vermehrte Pflege der körperlichen Ausbildung in unserer Armee glänzend gerechtfertigt. Nicht nur ist ihre Kriegstüchtigkeit auf einen höhern Stand gebracht, sondern auch eine unschätzbare Vermehrung der Volkskraft und Volksgesundheit erzielt worden, deren wohltuenden Einfluß man noch auf lange Zeit hinaus verspüren wird.

Armeestab, Wehrbureau.

□□

* **Totentafel** (vom 3. Oktober bis 5. November 1916). In Bern starb am 3. Oktober im Alter von 51 Jahren alt Nationalrat und Fürsprecher Ernst Wnj.

In Genf am 7. Oktober Oberst Théodore Turretini, Ingenieur, der während mehrerer Jahre dem Gemeinderat der Stadt Genf angehörte und in dieser Stellung der Begründer der großen Kraftwerke war. Der Verstorbene hatte auch dem Nationalrat als Mitglied angehört;



Im vordersten Schützengraben an der französischen Front.

in der Armee bekleidete er den Grad eines Obersten der Artillerie. 1845 geboren, war er Mitglied des Gemeinderates der Stadt Genf von 1882—1902 und des Genfer Großen Rates von 1901—1907, Nationalrat von 1906—1911. Um die Landesausstellung von 1896 hat er sich große Verdienste erworben.

In Stans am 13. Oktober alt Regierungsrat R. Wagner, 78 Jahre alt.

Hochbetagt starb in Basel am 17. Oktober Prof.

Eduard Hagenbach-Burkhardt. Er war seit langen Jahren ordentlicher Professor an der Universität, wo er Kinderheilkunde lehrte, und auch als Vorsteher des Kinderospitals und hochgeschätzter Arzt entfaltete er eine reiche Tätigkeit; er gehörte verschiedenen Sanitätskommissionen an und war auch im Schuldienst tätig.

In seinem 70. Altersjahr starb in Bern am 25. Oktober Großrat und Baumeister Heller-S. Z.

□□

Der Helm der Schweizer Soldaten. Ueber den Helm, mit dem man zurzeit in unserer Armee Versuche anstellt, erfährt das „Journal de Genève“ folgendes: Die neue Kopfbedeckung geht in keiner Weise auf ausländische Vorbilder zurück. Sie entstand aus der Zusammenarbeit des Malers L'Éplatenier in La Chaux-de-Fonds mit höhern Schweizer Offizieren, die auf Grund sorgfältiger Studien an Hand altschweizerischer Helme in unsern Museen

und unter Berücksichtigung der Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges sowie des guten Aussehens der Truppen zu dem vorliegenden Modell kamen.

Zwei Entwürfe L'Éplateniers werden zurzeit versuchsweise getragen. Der Infanteriehelm trägt sich viel leichter als das Käppi, das die Stirn drückt; der Helm dagegen läßt die Stirn vollkommen frei, und dank einer sinnreichen Formgebung ruht das Gewicht auf den Seitenpartien des Kopfes. Er ist zwar etwas schwerer als das Käppi, durch die geschickte Form aber kommt er der Mannschaft leichter vor; er hindert in keiner Weise das

liegende Schießen, auch wenn der Schütze den Sack trägt. Das zweite Modell des Künstlers ist für die Kavallerie bestimmt; es sieht etwas schwerer aus, hat aber einen besonders martialischen Schwung. Der Helm wird vollständig in

der Schweiz hergestellt. Er wird auf 7 Franken zu stehen kommen, während das Käppi 18 Franken kostet. Seine Farbe ist ein mattes Grau. Auf der Stirnseite trägt er ein aus dem Metall getriebenes eidgenössisches Kreuz. Die kantonale Kokarde in firnißiertem Blech würde durchaus nicht auf den Helm passen; sie würde wirken wie ein unharmonischer Flecken. Man studiert darum die Frage, ob sich nicht die kantonalen Farben anderswo anbringen ließen, etwa am Kragen oder auf den Schultern als ein kleiner vergoldeter Wappenschild.

□□



Oberpostdirektor Anton Stäger.



Charles E. Hughes

wurde zum Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgeschlagen und erhielt neben W. Wilson die meisten Stimmen.



Woodrow Wilson

der wiedergewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.



Joh. Martin Ulsteri (1763—1827).

Aus „Mutter-Teu“ (1805).

